



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Eine Silvesterfeier im Zuchthaus

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

wirklich werden können, die für die Gründung maßgebend, jedoch durch doktrinaire und kirchenpolitische Streitigkeiten stark hintangesezt worden waren. Denn hat sich eine Universität auf ausschließlich katholischen Boden gestellt, so steht und fällt sie mit der vollen Anerkennung des gesamten katholischen Glaubens- und Überlieferungsinhalts. Die Wahrheit dieses Satzes hat die kurze Geschichte der katholischen Universität von Amerika schon so weit illustriert, daß es nicht geraten erscheint, den Beweis für die Richtigkeit des Gegenteils weiter fortzuführen, wie es bisher geschehn ist. Da man nicht annehmen kann, daß die Prälaten von St. Paul und Dubuque, die bisher die Richtung wesentlich mitbestimmten, ihre Anschauungen ändern werden, so dürfte der erste Schritt zur Sanierung der Verhältnisse in der Ausschaltung ihres Einflusses liegen. Wenn dann weiterhin der jetzige Rektor etwas vorsichtiger im Gebrauche der lateinischen Sprache werden würde, die gänzlich unbedeutenden Professoren durch bessere wissenschaftliche Kräfte ersetzt werden und der gesamte Lehrkörper — Hyvernat und Bouquillon ausgenommen — mehr wissenschaftliche Leistungen von anerkanntem objektivem Werte produzieren würde, so wäre das als ein bedeutender Fortschritt mit Freude zu begrüßen. Der ziemlich großsprecherische Text des Year-Book müßte auch etwas umgestaltet werden, daß er mehr den thatsächlichen, wesentlich bescheidenen wirklichen Verhältnissen entspreche, weil man bisher leider hat feststellen müssen, daß Wort und That nicht immer zusammengehn. Bei der persönlichen Kenntnis, die ich von der Universität und vielen ihrer Mitglieder habe, glaubte ich die vorstehenden Bemerkungen als Zeichen meines aufrichtigen Interesses aussprechen zu sollen, um mein Scherflein zur Besserung der Dinge beizutragen.



## Eine Silvesterfeier im Zuchthaus



Der Leser braucht vor dem Gange, zu dem ich ihn heute einlade, kein Grauen zu empfinden. Was an dem Hause, in das ich ihn führe, grauenhaft ist, verbirgt sich dem Blick des Uneingeweihten so vollständig, daß man flüchtige Besucher oft fast erschrocken sagen hört: Aber nach allem, was ich hier gesehen habe, sind diese Leute ja viel glücklicher daran, haben es viel besser, als so mancher brave ehrliche Mann da draußen, der trotz des heißesten Ringens mit dem Dasein nicht aus den Sorgen um die notwendigsten Bedürfnisse des täglichen Lebens, um ein schützendes Obdach für seine Familie, um das tägliche Brot für seine Kinder herauskommt! — Gewiß, o gewiß! für die Insassen dieses Hauses ist täglich der Tisch — „gedeckt“ kann man allerdings nicht sagen, aber — bereitet. Auf die Sekunde pünktlich wird ihnen dreimal täglich das Essen gebracht; auf die Sekunde pünktlich dürfen, nein — müssen sie ihre Lagerstatt, die gut und reinlich ist, auffuchen; kein vergeblich Arbeit suchender ist unter den sechs bis acht hundertten. Sogar für den täglichen

Spaziergang, für gute Bücher, für Hilfe in manchen Krankheitsfällen, ja auch für Unterricht ist vom Staate gesorgt. „Eigentlich fehlt dir doch hier absolut nichts als — na ja — als höchstens die Freiheit,“ sagte neulich einmal ein höherer Anstaltsbeamter zu einem Sträfling, der einst bessere Tage gesehen hatte. Und der Mann hatte durchaus Recht. „Höchstens die Freiheit!“ Und „Freiheit“ — das ist eben für die Menschen, die sie genießen, ein so selbstverständliches Ding, daß sie meist gar nicht darüber nachdenken, worin sie eigentlich besteht, ja daß sie sogar, wenn sie darüber nachzudenken versuchen, nicht selten zu dem Schluß kommen, sie sei überhaupt bloß ein Begriff, den es in Wirklichkeit gar nicht gebe.

Die Insassen dieses Hauses, die auch darüber nachgedacht und dazu auch Zeit gehabt haben, denken freilich anders. Sie sind ganz genau über diesen „Begriff“ im klaren, und wenn sie auch, je nach Charakter und Anschauungsweise, nach Erziehung und Lebensgang, das eine oder das andre Merkmal dieses Freiheitsbegriffs höher schätzen und für wichtiger halten — sie alle wissen, daß „Freiheit“ kein abstrakter Begriff ist, und sie alle seufzen unter dem furchtbar lastenden Drucke des gänzlichen Freiheitsmangels, unter dem sie leben. Und sie alle — ob sie nun in der Verübung schändlicher Lüste oder im Faulenzen und Müßiggehn, im Voll- und Tolltrinken oder in der Arbeit für Weib und Kind, in dem abenteuerlichen Leben des Gewohnheitsverbrechers oder in der Befriedigung ihres Ehrgeizes das wesentlichste Merkmal der Freiheit sehen —, sie alle sehnen sich, ob sie stets wiederkehrende Stammgäste oder ängstlich entsetzte Neulinge sind, ob sie als „Lebenslängliche“ kaum zu hoffen wagen, oder als „Einjährige“ nur eine kurze Gastrolle geben, nach dem Zeitpunkt, wo sich die Fülle der Kiegel und der Schlösser und die eisernen Thore vor ihnen öffnen und der „Begriff“ Freiheit für sie wieder Wirklichkeit werden soll.

Nach diesem Augenblick geht all ihr Denken und Trachten, mit einer Sehnsucht, einer Energie, die, wieder je nach Charakter und Anschauungsweise, die einen zu wirklicher Selbstverleugnung, die andern zu mühsamster, jahrelanger Verstellung, die dritten zu den gewagtesten und grausigsten Thaten der Verzweiflung treibt. —

Es ist ein ganz schmuckes kleines Kirchlein, in das ich den Leser führen will. Er wird wohl kaum glauben, wie viel diese wirklich kirchenmäßige Gestaltung des Andachtsraumes den Gefangnen wert ist, wie sehr sie auf fast alle einwirkt. Ich weiß von einem Gefangnen, der gar nicht besonders religiös war, und der fast ein Jahr in Untersuchungshaft gesessen und während dieser Zeit nur die aller zwei bis drei Wochen abgehaltenen mehr als nüchternen Andachten in einem schmutzigen Arbeitssaale mitgemacht hatte, daß er förmlich aufjubelte, als er nach seiner Verurteilung und seinem Transport ins Zuchthaus zum erstenmal dieses kleine schlichte Gotteshaus betrat. Dieser durch zwei Stockwerke hindurchragende Raum mit seinem weißen Anstrich und Goldleisten, mit dem großen Altarbau in Barockstil, der erhöhten Kanzel an der linken Empore, der Orgel an der dem Altar gegenüberliegenden Eingangswand macht wirklich auf den an die öden kahlen vier Wände seines Arbeits-

saales oder seiner Einzelzelle Gewöhnten einen so erhebenden freundlichen Eindruck, daß sogar unter den allerstumpfesten Naturen nur wenige sich ihm vollständig entziehen können.

Über die meisten kommt doch, bis Gewöhnung und Zwang sie auch in dieser Beziehung abgestumpft haben, das Gefühl: Hier bist du frei, auf die eine bis anderthalb Stunden wenigstens, die der Gottesdienst dauert. Und wenn auch körperlich nicht ganz frei, so doch geistig und sittlich; du kannst deinen eignen Gedanken nachhängen oder dem nachdenken, was das gesungne Lied oder die Worte des Geistlichen dir in den Sinn zu prägen versuchen; du kannst dem, was du jetzt hören wirst, Glauben oder stummen Spott entgegenbringen, du kannst dem Hauch des Übermenschlichen, des Überirdischen, des Keinen, von allem Zwange Freien und Befreienden, des Ewigen, der dich hier umweht, dein Herz verschließen oder es ihm öffnen, daß es auch dich rein und frei mache von all dem Häßlichen und Gräßlichen, das dich hierher gebracht hat; du kannst das alles, du kannst, was du sonst in diesem Hause nicht kannst und darfst, du kannst wollen!

Und zugleich mit dieser durch die äußere Umgebung angeregten Ahnung einer nur beschränkten und doch viel höhern Freiheit, als die ist, deren er sich früher erfreute, bringt diese äußere Umgebung ihm allerlei Erinnerungen in den Sinn. „Nun bist du wieder in einer Kirche; wann warst du zum letztenmal in einer Kirche draußen? Wars damals, als du deinen Jüngsten taufen ließest und — dich nachher so furchtbar betrankst, daß du deinen besten Freund mit dem Messer bedrohtest? Oder wars damals, als du dein Weib zum Altar führtest, dein Weib, das dir ihr Bestes, ihr eignes Selbst anvertraut hatte, und das nun, von dir schnöde verlassen, mit der härtesten Not des Lebens ringt? Oder war es damals, als du eingeseget wurdest — weißt du noch, wie der alte Pastor dir den Spruch auf den Lebensweg mitgegeben hatte — wie hieß er doch? »Der Herr kennt die Seinen, es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennt!« Richtig, du kannst ihn noch; und wie du vom Altar tratest, wer umarmte dich da, glücklich und doch thränenden Auges? Lebte sie noch, deine Mutter? Du weißt es nicht? Wie lange hast du überhaupt nicht an sie gedacht? Und mußtest du solche Wege gehn, mußtest du bis an diese Stätte kommen, daß du dich endlich wieder einmal ihrer erinnerst? Du senkst das Haupt und hast so ein würgendes Gefühl in deiner Kehle und so ein heißes Aufsteigen hinter deinen Augenlidern! O — um alles in der Welt, jetzt keine Thränen! nichts merken lassen, bloß nichts merken lassen vor den mitleidig spöttischen Blicken der Genossen und ihren Stichelreden und vor den beobachtenden Augen des Aufsehers da drüben, deines Todfeindes, der dich immer so verächtlich behandelt und so gemeine Redensarten führt — wenn ihn sonst niemand hört. Nein — bloß nichts merken lassen!“ Und er richtet den Kopf wieder in die Höhe und schaut mit starren Blicken vor sich hin.

Wir wollen uns etwas umsehen in der kleinen Kirche. Hier, rechts vom Mittelgang sitzen dicht aneinander gedrängt, zu sieben auf jeder Bank, die Leute der Gemeinschaftshaft, die *massa perdit*, an der nach höherer Ansicht nichts mehr zu verderben ist durch schlechte Gesellschaft, nichts mehr zu bessern

durch einsames Nachdenken. Dort drüben, links, nur je drei auf einer Bank, also in großen Abständen voneinander, die Isolierten, meist junge Burschen. Oben auf dem Chor auch noch Gemeinschaftsgefangene. Ein mächtiger Altar! Die beiden schweren Säulen zu seiner Seite rahmen das große Altarbild ein; es ist schon stark gedunkelt, und bei dem Schein der vier brennenden Wachskerzen kann man nur mühsam erkennen, daß es Jesum den Gekreuzigten darstellt, den, der für die Sünder gestorben ist. Auch für diese hier? In goldnen Buchstaben flammt ihnen allen, die hier versammelt sind, von der Altardecke das größte und holdeste Wort entgegen, das je gesprochen worden ist: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

Wer kann so sprechen? Wenn ein Mensch heute so spräche, sei es draußen auf der lärmenden Gasse zur hastenden Menge, sei es hier drinnen im stillen Kirchlein zu den Insassen des Zuchthauses — müßte dem nicht die unruhige Flamme des Größenwahns aus dem unstillen Auge lodern? Wer kann so sprechen, heute noch wie einst? Gott — Gott — ein leises Achselzucken, ein spöttischer Zug um die Mundwinkel verrät, was in jenem Gefangnen dort vorgeht, der diese Gedankengänge macht; er läßt sein Auge weiter schweifen, da trifft ihn hoch oben von der Wölbung der Altarnische das wohlbekannte Wort: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“ — und nun wird das Achselzucken energischer und verächtlicher, um die blassen Lippen spielt bitterster Hohn. Jawohl! Friede auf Erden — im Zuchthaus! den Menschen ein Wohlgefallen — im Zuchthaus — im Zuchthaus!

Da raffelt wieder ein Schlüsselbund, ein Riegel knarrt, eine Thür wird geöffnet; ernst und gemessen schreitet der Geistliche durch den Mittelgang und tritt in den kleinen als Sakristei dienenden Raum. Und nun braust Orgelklang durch die Kirche.

Wie unendlich viel hängt hier von dem Manne ab, der in dieser Umgebung, unter diesen Verhältnissen an den Seelen dieser Menschen zu arbeiten hat!

Silvesterabend! Zwar noch ist es nicht recht Abend, erst vier Uhr nachmittags; der Gottesdienst muß beendet, und die Leute müssen wieder in ihre Räume eingerückt sein, ehe die Austeilung der Abendsuppe um 5<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr beginnt. So kämpft das vom großen Hofe durch die vergitterten Fenster hereinfallende Tageslicht noch ein Weilchen mit dem hellstrahlenden Glanze der weit mehr als hundert Kerzen, die von den beiden großen Tannenbäumen herabschimmern, die rechts und links vom Altar aufgestellt und mit Lametta und anderm Glitter behängt sind. Diese Kerzen brannten schon vor einer Woche, bei dem Gottesdienst, der am heiligen Abend um dieselbe Stunde wie heute die Gefangnen zur bitter wehmütigen Weihnachtsfeier vereinte.

Die Orgel — sie ist nicht groß und auch an Tönen wenig umfangreich, aber für den kleinen Raum völlig ausreichend — hat nach kurzem Vorspiel das ergreifende Silvesterlied der Fürstin Keuß intoniert:

Das Jahr geht still zu Ende,  
So sei auch still, mein Herz!

und gern und lebhaft fingen die meisten Gefangnen mit, auch die härtesten und ungläubigsten.

Sehen wir uns während des Gefanges die Insassen dieses Hauses ein wenig an. Der flüchtige Blick bemerkt ja nur wenig Unterschiede. Sie sind alle gleich gekleidet: dicke, schwarze Tuchjacken, braune Beiderwandhosen, niedrige Lederschnürschuhe, um den Hals ein blauweißes Halstuch, das nur wenig über den Kragen der bis oben geschlossenen Jacke hinausragt; in der Hand eine schwarze Tuchmütze und das Gefangbuch. Das Kopfhaar ist ganz kurz geschnitten, die Gesichter sind glatt rasiert. Dadurch und durch die kurze, kaum bis an die Hüften reichende Jacke erhalten die Gestalten ein so seltsam unnatürlich jugendliches Aussehen, das, namentlich wenn der Haarwuchs spärlich, die Gesichter recht tief gefurcht und die Haltung gebückt ist, oft so widerwärtig abstoßend wirkt. Mußten diese Menschen so fragenhaft entstellt werden?

Doch nicht lauter abschreckende Gestalten füllen den Raum. Dort der zweite auf der ersten Bank der Spolierten — ist das nicht ein bildschöner Mensch? Diese ebenmäßige, geschmeidige Gestalt, diese stramme Haltung, dieser tadellos gebaute eiförmige Schädel, und dieses schöne regelmäßige Gesicht mit den großen, fast dunkelblauen Augen und dem feingeschnittenen Munde! Zwei- und zwanzig Jahre ist er alt. Auf der Außenfläche der rechten Hand, die das Gefangbuch hält, sieht man bei scharfem Hinschauen einen Anker in dunkelblauer Farbe eintätowiert. Ein Matrose also! Und was hat den hierhergebracht? fragt man erschrocken. Ja, was von den Leuten hier zwei Drittel, nein, drei Viertel — nein, fünf Sechstel und noch mehr hierhergebracht hat: der Alkohol. Vor kaum zwei Jahren schwamm er noch draußen in den chinesischen Gewässern auf einem deutschen Kriegsschiff, einer der flottesten und frischesten „blauen Zungen,“ da kam ein Fest, wobei den Mannschaften Bier gegeben wurde, er trank zuviel, trank wohl auch dazwischen einen Schnaps auf eigne Rechnung, er wurde laut und übermütig, ein Unteroffizier wies ihn zur Ruhe, er antwortete; es gab einen Wortwechsel, der damit endete, daß der Unteroffizier ihn zur Meldung zu bringen drohte. Da kam gerade der Offizier vom Dienst vorbei, der Unteroffizier tritt an ihn heran und macht ihm eine Meldung über etwas ganz andres. Der Matrose aber glaubt, daß es sich um ihn handle, und in seiner Beschämung, daß er, der bisher Unbestrafte und allgemein Beliebte, dem in kurzem die Unteroffizierabzeichen sicher gewesen wären, bestraft werden solle, stürzt er sich in einer durch den Alkohol entflammten ungezügelten Wut auf den vermeintlichen Angeber und schlägt mit dem Bierglas nach ihm. Dies ist nun schon seine zweite Silvesterfeier in diesem Hause; noch dreimal wird er sie hier erleben müssen.

Ja, der Alkohol! Wollen wir noch mehr von den Heldenthaten dieses Seelenverderbers hören? Dort, gleich der Nebenmann des Matrosen, ist ein früherer Volksschullehrer; unglücklich verheiratet kam er so recht aus dem Rausch nicht heraus, bis er sich in seinem wüsten Bierdunst an seinen Schulmädchen vergriff. In der zweiten Reihe, der mittlere, der mit den todtraurigen Augen, ist ein junger Bergmann, kaum neunzehn Jahre alt, Totschläger im Rausch; sein Nachbar, auch ein Bergmann, vor dreiviertel Jahren erst als Ge-

freiter vom Militär gekommen, Messerstecher, Landfriedensbrecher im Kausch; in der dritten Bank, der stramme, frische Junge mit den klaren, grauen Augen, ein echter Pommer, natürlich auch einst Matrose: draußen in einem chinesischen Hafen auf Urlaub an Land bekam er in Gemeinschaft mit einem Kameraden in der Bezechtheit Händel mit einem englischen Konstabler, dem er sein scharfgeschliffnes Seitengewehr ins Bein stieß. Aus Angst vor der Strafe beschloffen beide Matrosen, nachdem der Alkohol ihre Sinne verwirrt hatte, zu desertieren — deutsche Seeleute, in China! Er darf nun sechs Jahre darüber nachdenken, was die Kriegsartikel von Desertion vor dem Feinde halten.

Und so geht es weiter, fast immer spielt der Alkohol seine verhängnisvolle Rolle in den Trauerspielen, deren letzter Akt in dieses Haus führt. Und nun gar hier, auf der rechten Seite, unter den Leuten der Gemeinschaftshaft, finden wir oft auf einer ganzen Bank keinen einzigen, den nicht direkt oder indirekt der Alkohol hierhergebracht hätte. Hier, der Alte mit dem spärlichen weißen Haar: den größten Teil seines Lebens hat er in Gefängnissen und Zuchthäusern zugebracht, und in der Zeit, die er draußen verlebt hat, war er nur nüchtern, wenn er zum Stehlen ging. Und oft auch dann nicht einmal, sonst hätten sie ihn z. B. beim letztenmal gar nicht bekommen. Sein Nachbar ist auch ein Säufer. Als ihm die Zechschulden über den Kopf wuchsen, zündete er sein Haus an und hätte die Versicherungssumme bis zum letzten Pfennig vertrunken, wenn er sich nicht im Kausch selbst verraten hätte. Der nächste ist ein Messerstecher im Wirtshaus; nebenan sitzt ein Mörder, ein Epileptiker, der Sohn eines Säufers; der nächste, ein Gewohnheitszeibrecher, der das Trinken so wenig lassen kann, daß er neulich — er ist in der Tischlerei beschäftigt — eine ganze Flasche Politurflüssigkeit hinuntergegossen hat; der nächste — nein, der säuft nicht, den hat die Habucht zum Meineid verleitet.

In der zweiten Bank der erste — ja, das ist ein origineller Kerl. Ihn zeichnete seit seiner Jugend eine wahnsinnige Angst vor der Arbeit aus; sogar das Stehlen war ihm zu mühsam, doch blieb ihm zuweilen nichts andres übrig, denn auch er trank gern. Jetzt verbüßt er seine elfte Strafe wegen Diebstahls, die siebente Zuchthausstrafe, die zwischen Ostern und Pfingsten abgelaufen sein wird. Dann sagt er aber nicht etwa „Adieu!“ sondern nur „Auf Wiedersehen!“ und die Aufseher necken ihn auch schon mit der Frage: „Na, wirst Pfingsten wieder da sein, Hannes?“ und „Hannes“ erwidert ganz treuherzig: „Sel denke doch, et wird slummen, Harr Upseher!“ Und er hofft auch wirklich ganz ehrlich, daß es „slummen,“ d. h. glücken wird, unmittelbar nach seiner Entlassung, sobald der ihm mitgegebne Spargroschen vertrunken ist, irgend einen unbedeutenden, möglichst offenkundigen Diebstahl zu begehn und sich dabei fassen zu lassen; und wenn dann — er ist natürlich geständig — die rächende Themis diesen einfachen Fall mit einiger Routine behandelt, so können in der That Untersuchungshaft, Anklage, Verhandlung und Verurteilung in zwei bis drei Wochen erledigt sein, sodas er noch rechtzeitig mit dem letzten Transport vor Pfingsten im Zuchthaus wieder eintrifft. „Se, süß mal, Mensch — sagte er bei seiner letzten Ankunft zu einem Neuling, der ihn neugierig fragte, warum

er, der doch erst vor anderthalb Monaten entlassen sei, sich schon wieder habe erwischen lassen —, süh mal, wat schall eck dor buten? Dor hevw eck keen Verwandte unn Bekannte nich, keen Fründ nich — nah den Frugensminscher frag eck nich nach —, de Bottel — na ja — äwerst et jeiht ock ohne! Unn heer — heer hevw eck min rejelmäßiget Eten unn min Rauh unn mine olen Bekannten unn mine Fründe, unn de Upseihers mögen mi ok liden, wil dat eck sonn olen Stammgast bün, unn wenn eck frank wer, hevw 'ck 'n Dokter unn allens in sine Rejelmäßigkeit. Dor mach eck man ünmer, dat eck ball wedder heer bün, dunn weet eck doch, wo eck ann bün!“

Man könnte meinen, der Kerl hätte es doch offenbar noch viel zu gut im Zuchthaus, und auf den paßte nicht, was ich eben von dem Sehnen dieser Leute nach Freiheit gesagt habe. Und doch irrt man sich! Erstens darf man von einer solchen Abnormität keine verallgemeinernden Schlüsse ziehen, und dann sehnt sich auch „Hannes“ nach dem Tage der Freiheit und der „Bottel,“ und wenn er sich in die Freiheit das mitnehmen könnte, was er für die wünschenswertesten Lebensgüter hält, sein „Eten“ und seine „Fründe“ und allenfalls noch „de Dokter,“ so würde er vielleicht sogar das Stehlen lassen. Aber vielleicht brächte ihn der Alkohol, dem er dann sicher verfallen würde, doch auf andern Wege wieder hierher, denn der scheut kein Mittel und keinen Weg. Es giebt kaum eine einzige Verbrechenart, zu der nicht der Alkohol die größte Kandidatenzahl stellte, teils mittelbar, teils unmittelbar, und wenn ich fortfahren würde, die einzelnen Reihen durchzugehen und die Geschichte der Leute, die hier sitzen, zu erzählen, so würde man erschauern vor dem himmelhohen Berge von Sünde und dem jähen Abgrund von Jammer und Glend, die durch diesen Volksverderber geschaffen werden. Und dann würde man vielleicht mit andern Augen die Tempel ansehen, ob sie elegante Weinstuben, stolze Bierpaläste oder schmutzige Destillen sind, in denen allen man diesem Todesgötzen opfert. Man würde sich entsetzen vor allen den Brauereien und Brennereien, in denen die Gewinnsucht wohnt mit der allzu leichten Rainsfrage auf den genußsüchtigen Lippen: „Soll ich meines Bruder Hüter sein?“ Und man würde sich angeekelt wegwenden vor einer Staatsweisheit, die sich „aus finanziellen Gründen“ scheut, diese Volkspest energisch zu bekämpfen und sich aus denselben Gründen nicht scheut, Maßnahmen zu treffen, die notwendig noch weitere größere Kreise dieser Seuche zutreiben müssen.

Aber wenn auch der Alkohol oder wenigstens sein überreichlicher Genuß aus der Welt geschafft werden könnte — die Zuchthäuser würden zwar auf ein Sechstel oder ein Achtel ihrer jetzigen Zahl verringert werden können, aber die übrig bleibenden würden darum doch nicht leerstehn. Das Menschenherz birgt noch andre Abgründe, wo das „ewige Licht“ ihm nicht leuchtet. Eifersucht und Haß, Genußgier und Leichtsinn, Ehrfucht und Geiz, und wie sie alle heißen mögen — sie alle fordern ihre Opfer, die man hier sehen kann. Jener dort erschopft seine Braut, weil er sie für untreu hielt, dort der kleine Alte hat seine Frau umgebracht, um sie zu beerben. Der neben ihm unterschlug Gelder, um alte Leichtsinnschulden zu bezahlen; jener junge Burfsche steckte seinem Nachbar die Scheune an, weil er ihn haßte, der andre wollte durch einen Millionendiebstahl reich werden.

Und sie alle singen nun das schöne Silvesterlied, ihnen allen leuchten die brennenden Christbäume. Was zieht dabei wohl durch ihre Seelen?

Der Gesang verstummt, die Orgel verhallt, zur Kanzel schreitet die hohe Gestalt des Geistlichen. Was wird er ihnen sagen? Was soll er ihnen künden?

O, es muß furchtbar schwer sein, dieses Amt der Liebe und Gnade denen gegenüber zu verwalten, für die die Welt nur Härte und Strafe kennt! Aber der Mann, der hier die Kanzel besteigt, weiß seines Amtes zu walten. Wer an sich selbst die Liebe und die Gnade Gottes erfahren hat, der kann sie auch andern künden; und er kann es nicht nur, er kann nicht anders. Und das wissen und fühlen sie auch, alle, die ihm zu Füßen sitzen. Auch die Härtesten, die Stumpfften, die Ungläubigsten, die Verbittertsten — sie fühlen, daß hier nicht nur ein Mund zu ihren Ohren, sondern ein Herz zu ihrem Herzen spricht; daß der Mann da oben sie liebt, wirklich liebt, mit der Liebe des Gekreuzigten, von dem er nicht müde wird ihnen zu predigen, daß er in die Welt gekommen sei, zu suchen und selig zu machen das Verlorne! Auch dich! auch dich! gerade dich, der du wieder und wieder dieses Haus aufsuchst, gerade dich, dich mit den blutigen Händen, gerade dich, der du dich sträubst zu glauben, gerade dich, der du seit Jahren schon die Gefängniskrankheit, die Schwindsucht, mit dir herumschleppst und es fühlst, daß du heute zum letztenmal den Weihnachtsbaum brennen siehst, gerade dich, und gerade heute, am letzten Tage dieses Jahres, vielleicht des dreißigsten, das du hier verlebst, vielleicht des zwanzigsten, das du überhaupt erst erlebst, gerade dich, und gerade heute am Silvesterabend.

Ja, es muß furchtbar schwer sein, den Gebundenen die Freiheit, am Silvesterabend im Zuchthaus „das angenehme Jahr des Herrn“ zu verkünden; aber der da oben, der kann es, weil die Liebe alles kann.

Und wie wirkt sein Wort auf die Gefangnen? Nun, natürlich heißt es hier gerade so gut wie anderwärts: „Vierfach ist das Ackerfeld.“ Nicht alle merken so gespannt auf, wie dort der hübsche junge Mensch mit dem frischen, fast rosigem Gesicht, der mit seinen sonnigen hellblauen Friesenaugen dem Pastor fast jedes Wort von den Lippen zu saugen scheint, oder wie jener ältere, der so gern, ach so brennend gern glauben möchte, was er heute hört, was er aus diesem Munde so oft schon gehört hat. Mancher brütet stumpf vor sich hin, nur hier und da durch einen wärmern Ton der Stimme, durch ein ungewohntes Wort oder durch sonst einen äußern Anstoß veranlaßt, aufzuhorchen und eine Weile zuzuhören, bis er wieder in sein altes Brüten zurückfällt. Mancher andre merkt absichtlich nicht auf, aus Opposition gegen das ganze Wesen, das ganze Räderwerk, das ihn gefaßt hat und gefangen hält. Aber heute, am Silvesterabend, will es doch so recht nicht glücken mit der Unaufmerksamkeit. Es sind gar eigne seltsame Gedanken, die so ein brennender Christbaum, die das nahe Jahresende, die Jahreswende weckt. „Werde ich noch hier sein übers Jahr, oder wird man mich bis dahin schon hinausgetragen haben auf den kleinen kahlen Zuchthausfriedhof, in einem der engen schwarzen Kästen, die ich selbst neulich in der Tischlerwerkstatt habe zimmern helfen — unter rohen Wigen und frivolen Späßen. Wie schnell das hier gehn kann!“

Und so mancher Genosse fällt ihm ein, der nicht wieder zurückgekommen ist aus dem Lazarett, nachdem er sich eines Morgens krank gemeldet hatte; und dann jener, der neulich den Aufseher beschimpft hatte, nur, um in Arrest gesperrt zu werden, und der dort in der dunkeln Arrestzelle endlich ein einsames Plätzchen fand, wo er seinem verfehlten Dasein ein Ende machen konnte; und vor wenig Wochen erst, sein langjähriger Kamerad an derselben Hoberbank, der sich nachmittags beim Spaziergang plötzlich an die Brust griff, umfiel und — frei war! So ein Herzschlag, und alles ist vorbei! Alles? — „Noch ist es Zeit, thu es heute, heute am letzten Tage des alten Jahres! Wirf ab die Last der Sünde, die dich zu Boden drückt; ergreife die Hand, die dir geboten ist; laß an dieser Hand dich hinüberführen ins neue Jahr, daß es dir auch hier in diesem Hause ein Jahr des Segens, ein Jahr des Friedens werde!“ So tönt ihm eben die Stimme des Geistlichen ins Ohr, und es wird ihm schwer, unter der eindringlichen Gewalt dieser bittenden, sorgenden, herzlichen Stimme wieder in die trotzig Unaufmerksamkeit zu verfallen.

O gewiß — gar viele Worte, die von dieser Kanzel herabtönen, gehn verloren; aber doch bei weitem nicht alle! Wer weiß, wann das Gehörte einmal seine Wirkung thut, ob es nicht schon im Dunkel dieser Nacht, die sich nun langsam herniedersenkt, aufwachen wird, tief drinnen im Herzen bei einem, der sich schlaflos auf seinem Lager wälzt?

Mit einem Dank für das alte und einer Bitte für das neue Jahr hat der Pastor seine Predigt geschlossen. Wieder durchtönt Orgellklang und der Gesang der Gefangnen das lichtgeschmückte Kirchlein. Dann erteilt der Geistliche vom Altar aus der Gemeinde den Segen. Die Silvesterandacht ist zu Ende.

Noch stiller als sonst geht es heute zu auf dem Wege von der Kirche zu den Arbeitsfälen oder zu den Zellen. Manches Haupt, das sonst trotzig hoch getragen wird, ist heute gesenkt, manches Augenpaar, das sonst frech um sich blickt, schaut heute zu Boden. Während sonst keine noch so geringe oder gewagte Gelegenheit versäumt wird, dem Verbot entgegen zu plaudern, ist heute gar keine Stimmung dafür vorhanden. Ist dennoch einer leichtfertig genug, seinem Nachbar irgend eine Albernheit zuzuflüstern, so kann er heute sicher sein, keine Antwort zu erhalten. Doch der begleitende Aufseher hat es gehört: „Na, wer kann da wieder 's Maul nicht halten?“ fragt er, sich umdrehend nach der Richtung, aus der die Worte kamen. Aber dabei bleibt es auch; eine große Untersuchung darüber anzustellen, wer der Schuldige sei, dazu mangelt auch ihm heute die Lust.

Noch einige Stunden bis 9 Uhr abends, dann ist das Tagewerk zu Ende. In den Schlaffälen und in den Zellen liegen die Gefangnen auf ihrem Lager. Da schweifen die Gedanken wohl wieder zurück in die Vergangenheit. Wie waren die frühern Silvesternächte so ganz, ganz anders! Und wenn es auch nicht immer schäumende Sektkelche oder duftende Bunschgläser waren, die das neue Jahr begrüßten — eins brachte das neue Jahr doch immer mit sich: neuen Mut, neue Hoffnungen, neue Erwartungen. Die dicken Eisenstäbe, die dreifachen Riegel und die meterdicken Wände hier predigen keinen Mut: der

Gedanke an die Strenge des Gesetzes, an die Mitleidlosigkeit der Menschen und — der Blick in das eigne Herz wecken keine Hoffnungen. Und Erwartungen? — ach ja, erwarten darfst du mancherlei, nur nichts Gutes, nichts Frohes, nichts Schönes mehr! Was erwartet dich, wenn die Stunde der Freiheit dir einst schlägt? Wenn du nach verbüßter Strafe aus dem Zuchthaus entlassen, in die Welt hinaus, unter deine Brüder trittst? Ach, wo ist da einer, der nicht dem ältern Bruder des Gleichnisses gleiche, der da zornig wurde, als seines Vaters verlornen Sohn wiedergekehrt war, und der es nicht mit ansehen konnte, daß jenem wieder der Tisch gedeckt wurde? Nein, erwarte nichts mehr, wenn du in diesem Hause gewesen bist. Wenn deine Strafe verbüßt ist, so fängt sie eigentlich erst an!

Das sind die Silvestergedanken, mit denen sich die ernstern unter den Gefangnen tragen, die Unglücklichen, die nicht Stammgäste werden wollen in diesem Hause, in das ich den Leser heute zu flüchtigem Besuche geführt habe. Wie wäre es, wenn diese Silvesterfeier den Leser dazu anregte, sich im kommenden Jahre nicht bloß mit einem kalten Geldbeitrag für irgendeinen der „Fürsorgevereine für entlassene Sträflinge,“ deren Name allein schon die Hilfesuchenden abschreckt, abzufinden, sondern dem jüngern Bruder selbst freundlich die Hand zu reichen, wenn er etwa an seine Thür klopfen sollte?



## Griechische Kultur in der modernen

Von Johannes Geffken



Schon um die Mitte der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts sind die realistischen Schulen aufgekommen, deren erste energische Lebensbethätigung sich in heftiger Polemik gegen „die auf der Sitzbank vermüßten Geschöpfe“ des Gymnasiums äußerte, wie es Immermann in seinem Zeitspiegel, den „Epigonen,“ einem Realschulmann in den Mund legt. Auch damals schon fiel im Lager der glücklich Besizenden, der Freunde der absoluten Gymnasialbildung, manches Wort, das in spätern Zeiten wieder erklingen ist, und auch manche Parteiphrase. Dann wurde es wieder auf lange Zeit ruhig; die Vertreter der humanistischen Bildung glaubten sich weiter ihres ungestörten Besizes erfreuen zu können, obwohl die Gegner, rührig wie jede Aktionspartei, nicht müßig blieben, bis dann endlich vorausfliegende Sturmvögel auch dem behaglichsten Schulmann in der Geißblattlaube eines kleinen Städtchens, dem ungläubigsten Optimisten einen Orkan gegen alles, was ihm bisher teuer gewesen war, verkündete.

Nun wurde mobil gemacht im Philologenlager; der Abfall weniger, die ihrer Wissenschaft nicht froh geworden waren, zählte nicht viel, machte die Reihen noch nicht dünner. Aber leider war die Mobilmachung doch nicht allgemein; die Universitäten hielten sich fast ganz beiseite. Männer, von denen man erwartet hatte, daß sie ihre bisher bei jeder Gelegenheit so kräftig beherrschende Stimme erheben würden, schwiegen oder meinten, die Wissenschaft würde dadurch, daß sie den Boden der Schule verlöre, in sublimen Höhe über dem Erdenstaub schwebend nur um so freier die glänzenden Schwingen ent-